

„Musik ist meine Seele

Die argentinische Cellistin mit französisch-russischen Wurzeln gastiert am

INTERVIEW: VESNA ANDONOVIC

Die 1981 in Argentinien geborene Cellistin Sol Gabetta zählt zur aufstrebenden Musikergeneration, die wie ein frischer Wind in die von Vorbildern wie Mstislaw Rostropowitsch oder Yo-Yo Ma geprägte Tradition hineinweht. Dabei hat die Echo- und Diapason-d'or-Preisträgerin trotz ihres jungen Alters ihr technisches Können längst unter Beweis gestellt. Fernab aller Starallüren trafen wir, im Vorfeld ihres Auftritts am kommenden Samstag in der Philharmonie, eine ebenso unkomplizierte wie sympathische Musikerin, deren Begeisterung für die Musik nicht zu überhören ist.

■ Erzählen Sie uns etwas über Ihr Instrument – was für einen Charakter hat das Cello von Guadagnini aus dem Jahre 1759?

Ein Instrument ist wie ein Kind: Es hat von Natur aus einen Charakter, sprich eine Farbe. Man kann jedoch innerhalb dieses Charakters, je nachdem, was man ausdrücken will oder welchen Komponisten aus welcher Epoche man spielt, auch die „Sprache“ verändern – manchmal so sehr, dass man das Instrument selbst nicht mehr wiedererkennt. Die vielen, unterschiedlichen Facetten machen hierbei gleichzeitig den Reichtum eines Charakters aus. Mein Guadagnini-Cello ist von Natur aus eher weich und warm. Es „schreit“ nicht, sondern „singt“.

■ Sie entsprechen ganz und gar nicht dem Bild des unnahbaren Stars ...

Was bringt uns überhaupt dazu, uns als „Star“ zu fühlen? Ich für meinen Teil fühle mich nicht als solcher. Wenn ich Künstlerinnen wie Cecilia Bartoli, Anne-Sophie Mutter oder Hélène Grimaud sehe – wobei ich bewusst nur Frauen nenne – sind dies alles ganz große Persönlichkeiten, die einen beeindruckenden Weg zurückgelegt haben. Privat sind sie aber alle ganz normale und sympathische Menschen – auch ein Zeichen ihrer Größe! Was sie verbindet, ist, dass man viel von ihnen lernen kann: Cecilia Bartoli beispielsweise dominiert regelrecht die Bühne, was schon eine Kunst an sich ist, jedoch auch Teil einer Persönlichkeit sein muss. Mein Publikum schätzt, nach dem Konzert, die menschliche Nähe, wobei ich meinerseits ebenfalls einen gewissen Respekt wichtig finde. Wer Starallüren hat, verliert schnell die eigene Identität: Denn einerseits steht man zwar auf einer Bühne, auf der anderen sind, ob Musiker oder Zuhörer, in ihrem Freud und Leid alle Menschen gleich. In diesem Sinne ist ein jeder in seinem Fach ein Star. Denn Letzteres hat nicht mit einem Können zu tun, sondern mit der Tatsache, dass man weiß, wer man ist.

■ Sie haben bereits mit zehn Ihren ersten Wettbewerb gewonnen, zahlreiche Preise folgten. Wann war klar, dass Musik zur „Vollzeitbeschäftigung“ werden würde?

Selbst heute fällt es mir schwer zu denken, dass Musik mein „Beruf“

ist. Sie ist es zwar tatsächlich, aber vor allem ist sie meine Leidenschaft. Es gab keinen konkreten Moment, in dem ich mich bewusst für diese Laufbahn entschieden hätte: Schon als Vierjährige habe ich die Musik sehr ernst genommen. Meine Mutter hat mich gelehrt, dass ich machen könnte, wozu ich Lust hätte – Tanzen, in einem Chor singen, Cello spielen ... Jedoch was auch immer ich aussuchen würde, ich es ernsthaft tun müsste. Auch wenn man sich nicht ewig einer Sache widmet, sollte man sie stets seriös angehen, um selbst zu entdecken, ob man die Lust entwickelt, sich weiter damit zu beschäftigen. Ich habe sehr viel gemacht – vom Ballett über Gesang und Klavierspielen bis hin zur Klarinette – die Geige und das Cello waren jedoch die einzigen Instrumente, die ich regelmäßig eingeübt habe.

■ Sie haben als Zehnjährige Ihr Geburtsland Argentinien verlassen, um nach Europa zu ziehen, wo Sie in u. a. in Spanien, Frankreich und Deutschland gelebt haben. Heute wohnen Sie in der Schweiz, wo Sie ebenfalls seit 2005 an der Baseler Musik-Akademie unterrichten. Fühlt man sich da unweigerlich, ein klein wenig, wie Peter Ustinov es humorvoll ausdrückte, als „international bastard“ und ist Musik Ihre eigentliche, wahre Heimat?

Am Anfang fühlt man sich überall als Ausländer. Das lag auch daran, dass ich nur Spanisch sprach: Argentinien ist ein riesiges Land – man reist kilometerweit von Osten nach Westen, Norden nach Süden und braucht nie eine andere Sprache. In Europa ist das anders: Innerhalb kürzester Distanzen gibt es gänzlich unterschiedliche Sprachen und Kulturen. Anfangs war das ein kleiner kultureller Schock für mich – wenn auch ein durchaus positiver. Im „großen“ Südamerika gibt es zwar kleine Unterschiede von Peru über Bolivien bis hin nach Argentinien, aber so deutlich wie im „kleinen“ Europa sind sie nicht. Wenn ich eine Sprache lerne, passe ich mich – auch wenn dies meinen Charakter nicht grundlegend verändert – auch gerne deren Mentalität an: Besonders interessant ist, dass man hierbei auch völlig anders denkt. Ich bin von Natur aus ein flexibler Mensch, deshalb fallen mir diese Wechsel leicht. Musik hingegen besitzt nicht und ist deswegen auch nicht meine Heimat im buchstäblichen Sinne. Meine Heimat ist jetzt die Schweiz, wo ich wohne. Ich spüre zwar, dass ich noch Wurzeln in Argentinien habe, aber ich fühle mich gleichzeitig stärker als Europäerin denn Argentinierin. Die Musik ist meine Seele und meine Sprache. Sie ist eine Kommunikationsbrücke und somit viel mehr als „nur“ eine Heimat.

■ Zwischen Solistenkarriere und Professur: Wo fällt es Ihnen leichter, sich auszudrücken?

Auf der Bühne hat man einen ganz direkten Weg, um sich auszudrücken: Man muss niemanden fragen. Wenn man musiziert, teilt man den Menschen etwas mit und hat darin



eine große Freiheit. Beim Unterrichten kann ich natürlich dem Schüler sagen, was ich von ihm erwarte, denn ich bin da, um ihm neue Wege zu zeigen. Doch im Prinzip will ich genau das Gegenteil: Dass der Schüler mich überzeugt und mir seine neuen Wege zeigt. Diese können wir dann gemeinsam beschreiten, indem ich auch meine Erfahrungen miteinfließen lasse. Wenn ein Lehrer beispielsweise bei einer Master Class einem Schüler etwas dadurch zeigen will, dass er ihm eine halbe Stunde lang ein Stück durchspielt, ist das an sich eine schöne Sache. Aber im Grunde genommen ist der Schüler ja nicht dorthin gekommen, um ein halbes Konzert des Lehrers zu hören. Es ist schwierig, richtig zu unterrichten, denn man muss die Persönlichkeit des Studenten in gewisser Weise aufblühen lassen. Schüler müssten das Gefühl haben, dass sie da sind, um uns Lehrern zu zeigen, was sie aus einem Stück aufgebaut haben. Meist kommen sie jedoch ohne vorherige Überlegung und erwarten, dass wir ihnen erklären, was sie aus dem Stück machen sollten. Die Technik ist ein Aspekt, bei dem man einem Schüler anfangs viel beibringen kann, aber erst bei der Erforschung des musikalischen Weges wird das Unterrichten und der Dialog Schüler/Lehrer erst richtig spannend. Wenn man die Partitur respektiert, ist innerhalb dieser ja fast alles erlaubt ...

■ Sie haben 2005 mit „Solsberg“ im Schweizer 360-Seelen-Ort Olsberg ein eigenes Kammermusikfestival gegründet – mit welcher Zielsetzung?

Wenn man ein Festival begründet, ist es schwer, ihm ein konkretes

und meine Sprache“

kommenden Samstag mit der Amsterdam Sinfonietta in der Philharmonie



Cellistin Sol Gabetta überzeugt nicht nur durch Technik, sondern ebenfalls durch eine mitreißende Leidenschaft für die Musik.

(FOTO: MARCO BORGGREVE)

Ziel zu setzen. Es war nicht leicht, in ein Schweizer Dorf zu kommen, um es plötzlich zu einem musikalischen Epizentrum zu machen – die meisten wollen das nicht, sie wollen einfach nur ihre Ruhe. Wir mussten die Leute erst überzeugen, dass solch ein kulturelles Ereignis bereichernd wäre – glücklicherweise haben sie schnell sehr positiv darauf reagiert. Wenn man anfangs beispielsweise erklären musste, warum man eine Bühne in der Kirche aufbauen muss, so ist heute nicht nur die Stadt, sondern auch der Kanton Argau stolz auf „sein“ Festival: Jeder packt gerne mit an, wo er kann. Mein Ziel war es, einen Monat lang nicht selbst reisen zu müssen, sondern, dass Kollegen und Freunde, mit denen ich mich übers Jahr auf den Bühnen der Welt treffe, zu mir kommen, damit wir gemeinsam, hier, wo ich wohne, die Musik „an den Mann bringen“. Es ist zwar viel Arbeit, aber es macht ungeheure Freude wenn man sieht, dass hochkarätige Musiker wie Arabella Steinbacher oder Guy Braunstein, erster Konzertmeister der Berliner Philharmoniker, die an sich schon so keine Zeit haben, sich dennoch welche nehmen, um nach Olsberg zu kommen: Das ist ein doppeltes Geschenk: an die Stadt und an mich.

■ **Interpretin, Professorin und Festivalchefin – reizt Sie Komposition und der Dirigentenstab ebenso?**

Komposition habe ich nie gelernt. Zu dirigieren ist an sich eine grandiose Sache, man berührt musikalisch phänomenale Werke, dennoch sollte ein Instrumentalist nicht denken: „Das kann ich doch auch, ich

bin ja schließlich Musiker“. Schnell ist man überfordert, denn es bedarf nicht nur einer Technik, sondern auch der Fähigkeit und des Talents dazu. Auch wenn es mich irgendwie reizt, bin ich im Moment beschäftigt genug, und vor allem sehr glücklich mit dem, was ich tue. Ich bin zwar offen gegenüber Neuem, doch es geht mir nicht darum, alles einfach nur „auszuprobieren“: Ich widme mich einer Sache, weil sie mich interessiert, meinen Horizont erweitert und mir neue Perspektiven auf die breite Palette der Musik eröffnet. Vielleicht, ja wahrscheinlich, werde ich mich eines Tages auf einen bestimmten Fokus festlegen. Heute bin ich, mit fast 30 Jahren, eigentlich noch in meiner Aufbauzeit, wobei man auch mit 80 noch bereit sein sollte, etwas zu lernen ...

■ **Elgar zählt zu Ihren Lieblingskomponisten ...**

Elgars Cellokonzert ist eines der Besten überhaupt. Ich habe es relativ spät, erst mit 19 Jahren, einstudiert. Viele andere habe ich schon mit 10 oder 13 gespielt, aber an dieses, das Jacqueline du Pré so bekannt gemacht hat, hatte ich mich bis da noch nicht herengewagt. Ich hatte, von der ersten Note an, das Gefühl, dass es ein sehr gut gelegenes und unheimlich gut geschriebenes Konzert ist. Das Spektrum seiner Bandbreite zeigt das Instrument in all seinen Facetten: Es hat Melancholie, Virtuosität, Witz, extreme Harmonienwechsel, die für diese romantische Zeit fast schon modern klingen. Bis dahin hat man praktisch „klassische“ Cellokonzerte in drei Sätzen geschrieben, Elgars vier Sätze sind eine

kleine Revolution, wobei das Konzert genauso endet, wie es anfängt. Diese Struktur erinnert an eine symbolische Darstellung des Lebens selbst: Der Mensch wird alleine geboren, lebt dann ein Sozialleben, in dem viel Freude, aber auch Leid liegen und ist im Tode erneut einsam. Das ist natürlich meine persönliche Interpretation des Stückes. In diesem Konzert spiegelt sich nicht nur meine optimistische Seite wider, sondern auch meine melancholische Tiefe: Es lässt mich einfach so sein, wie ich bin, deshalb fühle ich mich in ihm so heimisch und zugleich frei – manchmal kommt es mir sogar vor, als ob meine Finger schneller funktionieren würden als mein Kopf ...

■ **Das Stück, das Sie in Luxemburg vortragen werden, „Up-Close“, ist eine Echo-Auftragskomposition an den niederländischen Komponisten Michel Van der Aa. Nähert man sich einem Stück anders an, wenn man dem Komponisten persönlich kennenlernt und zudem die erste Interpretin ist, die es aufführt?**

Selbstverständlich! Michel hat viele meiner Konzerte besucht, um zu sehen, wie ich spiele, was ich in der Musik suche, was ich geben kann, was nicht, was meine Stärken, was meine Schwächen sind ... Es ist grandios, wenn ein Komponist sich die Zeit nimmt, herauszufinden, für wen er etwas schreibt und hierbei berücksichtigt, was man aus einem Stück machen könnte und was nicht. Wir haben uns oft getroffen, um darüber zu reden. Ich bin unheimlich beeindruckt von seiner Persönlichkeit und Arbeit, denn die Perspektiven, die er in der Musik der Gegenwart eröffnet, sind ungeheuer faszinierend. Für mich ist er einer der ganz großen Komponisten unserer Zeit.

■ **Die Leitung des Konzerts obliegt Candida Thompson, die ebenfalls Violine spielt. Spüren Sie als Solistin einen Unterschied je nachdem, ob Sie von einer Frau oder einem Mann dirigiert werden?**

Nein überhaupt nicht. Wir spielen die gleiche Musik, egal ob es nun eine Frau oder ein Mann ist, der sie dirigiert. Die Kommunikation mit einer Frau verläuft anders als die mit einem Mann, aber das ist grundsätzlich im Leben so. Im Moment, wo ich auf der Bühne bin, hat dies jedoch überhaupt keine Bedeutung.

■ **Zuletzt die wohl intimste Frage, die man heutzutage einer Musikerin stellen kann: Welchen Klingelton hat Ihr Mobiltelefon?**

(lacht) Zur Zeit ist es Grillen-Gezirpe, wie man es in heißen Sommernächten in Südfrankreich hört. Früher hatte ich muhende Kühe und zwitschernde Vögel. Da ich auf dem Land wohne, habe ich so das Gefühl, wenn mein Telefon klingelt, in der heimischen Natur zu sein ...

Sol Gabetta wird am kommenden Samstag, dem 12. März mit der Amsterdam Sinfonietta in der Philharmonie auftreten. Tickets über Tel. 47 08 95 1 und 26 32 26 32 sowie www.luxembourgticket.lu und www.philharmonie.lu.